

Ich bin – das sei vorausgeschickt- kein Bibelkenner, meine Auslegung ist die eines Laien.

Was für MICH in diesem Text beschrieben wird ist zum einen: Die Pflicht zur Sorge um den Schwächsten..

Und das Zweite – und damit sind wir natürlich beim Thema dieser Reihe von Denkpausen in dieser Kirche: die FREUDE, die sich beim Menschen einstellt, einstellen müsste, wenn er hat helfen können. Helfen macht Freude. Sollte Freude machen.

Letztlich ist hier also zum einen ganz einfach die moralische Pflicht zur Solidarität umschrieben. Die Aufforderung an den oder die Stärkeren, sich um den Schwachen zu kümmern.

Und, eben, zum Zweiten die Tatsache, dass gelebte Solidarität Freude machen, Befriedigung geben kann. Soll.

Hier ist die Grundlage dessen, was wir im Gesellschaftspolitischen immer wieder zu hören bekommen, vor allem in Festreden: die Qualität einer Gesellschaft, oder auch nur einer Institution innerhalb der Gesellschaft zeige sich daran, wie sie mit den Schwächsten umgeht. Nicht mit den Starken.

Die 99 Schafe können fürs Erste mal sich selber überlassen werden, ohne dass sie untergehen. Das eine Schwache nicht.

Die moralische Qualität eines Landes, einer Institution, zeigt sich nicht daran, dass man die Sorgen derer in den Villen ernst nimmt. Das darf und soll man durchaus auch, aber es ist letztlich nicht entscheidend. Entscheidend ist, wie wir mit den Schwachen umgehen: Mit Drogenabhängigen. Mit Straffälligen. Mit Flüchtlingen. DAS ist der Gradmesser für Menschlichkeit.

Um den Letzten geht es zuerst.
In diesem Gleichnis.

In der feien Wildbahn ist der Schwächste derjenige, der zuerst untergeht. Der Starke setzt sich durch. The Survival of the Fittest ist he demise of the weakest.

Die Gesellschaft der MENSCHEN, MENSCHLICHES Verhalten unterscheidet sich von diesem Prinzip. Das Gleichnis erzählt nicht von der Freude, das Schwächste verspiesen, sondern von der Freude, sich um dieses hundertste Schaf gekümmert zu haben.

Das weckt Assoziationen.

Den Schwachen helfen ist, wenn es konkret wird, häufig ziemlich unbeliebt. Speziell in der jetzigen Zeit, in der gegenwärtigen politischen Konjunktur.

Selber ist man ja nicht schwach. Schwach sind immer die Anderen. Und die Anderen sind nicht wir. Den Anderen helfen, heisst, sich weniger um unseresgleichen zu kümmern.

Das ist zur Zeit nicht besonders modern.

Dem Schwachen helfen heisst in dem Sinne: Das Fremde unterstützen, statt des Vertrauten. Den Andern statt uns. Zum Beispiel : Dem gefährdeten Fremden Obdach gewähren, statt ihn rauszuschmeissen.

Ich bin natürlich nicht der Erste, dem beim Thema „dem Andern helfen, den Fremden unterstützen“, die Plakate einer nicht genannt sein sollenden Partei in den Sinn kommen. Die das Fremde per se als bedrohlich zeichnen, das Einheimische per se als gut. Mit schwarzen fremden Schafen, die rausfliegen.

Sowas signalisiert nicht wirklich Solidarität. Und schon gar keine Freude daran.

Den Fehler im Ansatz, das Problem zu verstehen würde aber bedingen, dass man etwas viel Fundamentaleres zuvor versteht. Dass wir alle ... „die Schwachen“ sind. Die Schwachen, die irgendwann darauf angewiesen sein werden, dass ein Stärkerer hilft.

Jeder ist mal krank und schwach. Irgendwann.

Jeder ist Ausländer. Ein Fremder. Fast überall.

Jeder passt mal nicht rein, irgendwo.

Jeder macht den grossen Fehler, irgendwann.

Und für Viele trifft gleich Mehreres zu.

Ich werde nie die intensive Menschlichkeit und Wärme vergessen, die man spürte, als das Names – Projekt in den 80er Jahren begann. Die Solidaritätsaktion mit den plötzlich zu zehntausenden an AIDS erkrankten und gestorbenen Homosexuellen in den USA. Als deren Freunde und Hinterbliebene zu tausenden in die Hauptstadt Washington strömten. Mit den Erinnerungen an ihre an Aids verstorbenen Geliebten. Für jeden Verstorbenen wurde eine grosse Fahne mit persönlichen Erinnerungen genäht. In Washington wurden dann alle Fahnen aneinandergelegt und auf der grossen Parkanlage ausgebreitet. Hunderte und aberhunderte von Metern lang und breit. Und tausende, abertausende weinender Männer und Frauen. Die offen dazu standen, dass sie schwach und krank und hilflos und homosexuell und in sehr vielen Fällen auch noch Ausländer waren und illegal dazu.

Sie weinten und schrien und protestierten gegen die Gleichgültigkeit, mit der die Regierung, die Gesellschaft, die Kirche mit dem Problem umgingen. Man protestierte dagegen, dass niemand hinging und sie, all die hundertsten Schafe auf die Schulter nahm.

Der damalige Präsident, Ronald Reagan, verliess die Stadt während dieses Protestes. Der Papst, der kurz darauf in die USA kam, weigerte sich, das Aids-Hospiz seiner eigenen Kirche zu besuchen. Oder nur schon seine Patres, die dort arbeiteten zu empfangen. Nichts von alledem.

Sie alle, der Präsident, die Politik, der Vatikan kümmerten sich um die 99 stärkeren Schafe. Bis der Präsident hören musste, dass sein ganz starker, grossartiger, gesunder, schöner Freund, Rock Hudson, sein alter lieber Kollege, in Tat und Wahrheit auch einer der Andern war. Homosexuell, Aids-krank. Verzweifelt.

Der Präsident soll lange gebraucht haben, bis er sich mit dieser Tatsache zurecht fand.

Das Schicksal seines Freundes beschäftigte ihn. Aber seine Politik gegenüber den Schwulen und ihrer schwulen Krankheit änderte er nicht. Konnte er nicht ändern. Sonst hätte er seine Anhänger zu sehr enttäuscht. Die dachten, ganz nach seinem Vorbild Weiss-schwarz. Gut-böse. Gut sind wir. Wir haben Recht. Die anderen sind anders. Die sind im Unrecht. Sie alle gingen in ihrem Schwarz – Weiss – Denken klar davon aus, dass Homosexualität des Teufels ist. Und dass man zu denen sicher nicht hingehört.

Ich sah kaum je einen so traurigen Anlass, wie dieses Names Projekt. So viel Trauer, so viele Tränen, so viel Verzweiflung. So viel Ausgegrenztheit. Aber die Stimmung, damals auf der Washington Mall habe ich gleichzeitig irgendwie als kraftvoll in Erinnerung. Und allein schon vom farbenfrohen Anblick des Meeres von tausenden liebevoll gestalteter Fahnen als wunderschön und enorm kreativ. Es wurde sehr viel gesungen. Es waren sehr viele Leute da, die sich für die Kranken engagierten, und dabei Zuversicht und ... Freude ausstrahlten.

Ist vielleicht so etwas gemeint mit der Aufforderung im Gleichnis: „Freut Euch mit mir“? Wenn dem Neunundneunzigsten geholfen wird? Wenn umgedacht wird? Vermutlich ja.

Das Gleichnis geht noch einen Schritt weiter. Es beschreibt nicht nur das Prinzip der Solidarität. Und der Freude bei deren Umsetzung. Sondern es sagt, weiter gehend, im Himmel herrsche MEHR Freude über einen Sünder, der umkehre als über neunundneunzig Gerechte, die es NICHT nötig hätten umzukehren.

Da stelle ich mir allerdings schon Fragen.

Sündigen und dann umkehren lässt im Himmel mehr Freude herrschen, als ständiges tugendhaftes Verhalten?

Wäre ich himmlischer Personal-Verantwortlicher für die Gerechten, würde ich meinem Chef wahrscheinlich vorschlagen, sich nicht MEHR zu freuen an dem einen, der jetzt nach allen Sünden umgedacht hat, sondern mindestens ebenso sehr an den 99, die sich schon die ganze Zeit bemüht hatten, gerecht zu sein. Weil die das sonst als ungerecht empfinden könnten. Falsche Motivationseingabe, würde man heute vielleicht sagen. Nicht zielführend.

Aber realistisch ist das natürlich nicht. Die menschliche Erfahrung zeigt, offenbar nicht nur im Journalismus, sondern auch im Himmel, dass der spektakuläre WANDEL zum Guten mehr berührt, als das GELICHTFOLLE Gute.

Er berührt mehr, er fällt mehr auf. Aber es wird vermutlich nicht wirklich höher gewertet. Im Himmel. Nehme ich an. Hoffe ich.

So oder so: Freude, Lust am Helfen. Das ist für mich das Thema dieses Gleichnisses. Und, je länger ich darüber nachdenke, desto mehr wächst in mir die Überzeugung, dass genau dieses, FREUDE am Helfen, die Essenz menschlichen Verhaltens sein könnte.

DER grosse Unterschied zu anderen sozialen Formen in der Natur:

Freude als Merkmal von Menschlichkeit.

Und, wenn man das Gleichnis ernst nimmt: der Christlichkeit.